5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstr. 12 bis 14 bezw. Silbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Gr. Ulrichstr. 16. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 121. Redaktion Nr. 425, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1465). — Verantwortlich für die Redaktion: Walter Britting in Halle S.

Nummer 185 | Halle a. S., Donnerstag, den 25. Februar | 1915

Ausdehnung der Kämpfe am Dniestr.

(W. T. B.) Wien, 24. Febr. Amtlich wird verlautbart: An der polnisch-galizischen Front herrscht, abgesehen von vereinzelten lebhaften Geschützkämpfen und stellenweisem Geplänkel, größtenteils Ruhe. Die Situation in den Karpathen ist im allgemeinen unverändert. In den gestrigen Kämpfen am obersten San wurde eine Höhe erstürmt. 5 Offiziere und 198 Mann wurden gefangen genommen. Nördlich des Sattels von Volovec versuchte der Feind, dichtes Schneetreiben ausnützend, im hartnäckigen Angriff auf die von unseren Truppen besetzten Stellungen durchzudringen. Der Vorstoß wurde unter schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. 300 Russen gefangen. Die Kämpfe südlich des Dniestr nehmen noch weiter an Umfang und Ausdehnung zu.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Untergegangene feindliche Dampfer.

(W. T. B.) London, 24. Februar. Reuter meldet aus Ramsgate: Das Fischerboot „Gratia" landete 14 Matrosen von der Bemannung des Dampfers „Oakley", der gestern nach dem südöstlichen Rye transportiert wurde. Der erste Ingenieur sagt aus, er habe das Periskop eines Unterseebootes gesehen. Der Rest der Mannschaft wurde in Dover gelandet. Die „Oakley" versank heute morgen auf der Höhe von Folkestone, während sie nach Dover geschleppt wurde.

(W. T. B.) London, 24. Februar. (Reuter.) Der Dampfer „Branksome", der sich auf der Fahrt von Newhaven nach Cardiff befand, ist gestern nachmittag 2 Uhr südöstlich Beachy Head auf eine Mine gestoßen oder von einem Torpedoboot getroffen worden. 18 Mann von der Besatzung haben London erreicht, während der Kapitän und ein Matrose sich an Bord eines Bootes beim stark beschädigten Schiff befinden. An derselben Stelle befindet sich noch ein größerer Dampfer in Seenot.

(W. T. B.) London, 24. Febr. Die Admiralität teilt mit, daß der Hilfskreuzer „Clanmonaughten" seit dem 3. Februar vermißt wird. Man befürchtet, daß er im Sturm verloren gegangen ist. Trümmer des Schiffes sind aufgefunden worden.

(W. T. B.) Paris, 24. Febr. Der „Temps" meldet: Der Minensucher „Marie" stieß am Sonnabend im Osthafen Dünkirchens auf eine Treibmiene und sank sofort. Vier Mann der Besatzung sind ertrunken. Mehrere Mann, darunter der Kapitän, wurden gerettet.

Verlorene Dampfer der Neutralen.

(W. T. B.) Washington, 24. Februar. (Reutermeldung.) Der amerikanische Dampfer „Caribe" ist vor der deutschen Küste auf eine Mine gestoßen und gesunken. Er hatte 4600 Ballen Baumwolle an Bord.

(W. T. B.) Dünkirchen, 24. Februar. (Meldung der Agence Havas.) Der norwegische Dampfer „Regin" versank auf der Fahrt vom Tyne nach Bordeaux auf der Höhe von Dover gestern früh zwischen 6 und 7 Uhr. Die Mannschaft wurde gerettet, der Dampfer versank im Zeitraum von 10 Minuten.

Weitere 5 Dampferlinien stellen den Betrieb ein.

(z. B.) Rotterdam, 24. Februar. „Courant" meldet aus London, daß weitere fünf englische Dampferlinien ihren Gesamtbetrieb einstellten wegen der deutschen Unterseebootsgefahr.

Absperrung der Irischen See?

(z. B.) Amsterdam, 24. Februar. Das Auftauchen deutscher Unterseeboote in der Irischen See hat die Engländer besonders erschreckt. Jetzt kündigt die britische Admiralität nach einer Reutermeldung eine Beschränkung der Schiffahrt an den Nord- und Südeingängen zur Irischen See an.

Von einem Hilfskreuzer beschossen.

(W. T. B.) London, 24. Februar. Nach einer Meldung englischer Blätter sichtete der Dampfer „Majola" der Bandolinie, der am 20. Februar mit über 400 Fahrgästen von Australien in Plymouth ankam, bei der Einfahrt in den Kanal ein bewaffnetes Handelsschiff, leistete aber, da dessen Flagge infolge der großen Entfernung nicht zu erkennen war, dem Befehl anzuhalten, nicht Folge. Die von dem Hilfskreuzer abgegebenen scharfen Schüsse trafen das Schiff nicht.

Ein deutsches Unterseeboot von einem englischen Handelsdampfer beschossen.

Rotterdam, 24. Februar. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" teilt mit, er habe von gut unterrichteter deutscher Seite erfahren, daß am 1. Februar ein deutsches Unterseeboot in der Irischen See von einem englischen Handelsdampfer aus Kanonen beschossen worden sei. (W. T.)

Kampf zwischen Flieger und U-Boot.

Haag, 24. Februar. Ueber den Kampf zwischen einem deutschen Unterseeboot und einem englischen Flugzeug bringt der „Daily Mirror" eine anschauliche Schilderung. Ein deutsches Unterseeboot war am letzten Sonnabend bei Dover gesichtet worden. Ein englischer Flieger begab sich sofort auf die Suche nach dem Unterseeboot und entdeckte, in etwa 300 bis 500 Meter über dem Wasserspiegel fliegend, es auch bald. Aber auch das Unterseeboot hatte, wie aus verschiedenen Kursveränderungen geschlossen werden konnte, die Anwesenheit des feindlichen Fliegers bemerkt, vermochte jedoch nicht zu entkommen. Die von dem Flieger ausgeworfenen Bomben verfehlten das kleine bewegliche Ziel, das das Unterseeboot bot. Der Flieger ging darauf, um besser zielen zu können, beträchtlich niedriger. Plötzlich öffnete sich die Luke des Kommandoturmes des deutschen Tauchbootes und zwei Matrosen eröffneten ein lebhaftes Gewehrfeuer auf das Flugzeug, dessen Tragflächen von 20 Schüssen durchlöchert wurden. Der Flieger trachtete sofort, eine größere Höhe zu gewinnen, so daß auch die letzte der fünf abgeworfenen Bomben das Ziel verfehlte. Das deutsche Unterseeboot tauchte wieder und konnte wegen der allmählich einbrechenden Dunkelheit und des höheren Wellenganges nicht mehr verfolgt werden. (T. R.)

Der Kanal seit Tagen im Nebel.

Haag, 24. Februar. Seit drei Tagen liegt, wie aus Vlissingen gemeldet wird, über dem Kanal ein dichter Nebel, der sich nur in den Mittagsstunden hier und da etwas lichtet. Diese englische Schiffe wagen schon des Nebels wegen die Häfen nicht zu verlassen, da man in der Nähe der Hafeneinfahrten die deutschen Unterseeboote vermutet. (T. R.)

Amsterdam, 24. Februar. Der „Telegraph" erfährt aus London aus amtlicher Quelle, daß der Postdienst nach Holland wieder aufgenommen werden soll. (W. T. B.)

Die Abwehr Hollands.

Nürnberg, 24. Februar. Die „Nürnberger Zeitung" meldet aus Rotterdam: Die niederländische Regierung verbot das Einlaufen fremder Handelsschiffe unter falscher Flagge in niederländische Häfen. (T. R.)

Deutsche Flieger an der Themsemündung.

(W. T. B.) Rotterdam, 24. Februar. Aus Colchester wird gemeldet, daß sieben deutsche Flugzeuge gestern nachmittag über Maplin Sands gesichtet wurden, als sie in nordwestlicher Richtung flogen.

Die Maplin Sands sind eine Sandbank, die der Themsemündung nördlich vorgelagert ist.

Die ungeheuren Hilfsquellen der Gegner.

London, 24. Februar. Unterhaus. Im Verlaufe der Debatte über den Antrag, der kürzlich die Erklärung Lloyd Georges über das Finanzabkommen billigte, sprach Austin Chamberlain seine Zustimmung zu dem Plane aus und betonte die ungeheuren Hilfsquellen der Verbündeten. Lloyd George sagte dann: Diese ungeheuren Hilfsquellen sind von fast ausschlaggebender Wichtigkeit in diesem Kampfe. Unsere Hilfsquellen an Menschen und Geld sind größer als die des Feindes. Eine vollständige und entschlossene Anwendung dieser Hilfsquellen, sowie der gesamten Kraft ist alles, was zum Siege notwendig ist. (W. T. B.)

Die Kampflinie in den Vogesen.

(z. B.) Bern, 24. Februar. Die letzten Kämpfe in den Vogesen werden aus dem Fecht- oder Münstertal gemeldet. Der deutsche Angriff ist hier in einer Breite von 10 Klm. auf der Front Sulzern—Stehweier—Mühlbach—Sondernach vorgetragen worden. Es handelt sich um eine nord-südlich verlaufende Linie westlich Münster, hinter welcher die Zugänge zum Schlachtfeld (westlich Sulzern) und zum Col de Bramont, westlich Sondernach, zu suchen sind. (Sondernach hat nach Süden auch Verbindung mit dem Lauchtal, wo bekanntlich bei Hilsen gekämpft wurde.) Der deutsche Angriff ist bis zu dem 771 Meter hohen Reichsackerkopf, zwischen Stehweier und Mühlbach durchgedrungen. Die Paßhöhen und die Flügelpositionen sind aber noch im festen Besitz der Franzosen. Die Kampflinie in den Vogesen ist also von Sulzern über Stehweier, Mühlbach, Sondernach, Langenfeldkopf, Rimbach, Sudelkopf, Wolfsmatte, Hertenstubenkopf, Thann, Burnhaupt, Hirzbach (bei Altkirch) bis zur Lorg und unserer Grenze, wo knapp östlich des Dreiländersteins die letzte französische Batteriestellung ist, für den Augenblick festgelegt.

Die Ausländer in der französischen Armee.

(W. T. B.) Paris, 24. Februar. Der „Matin" schreibt: Seit dem 18. August sind 28 266 Ausländer als Kriegsfreiwillige für die Dauer des Krieges in die französische Armee eingetreten. Die Ausländer verteilen sich auf die verschiedenen Nationalitäten wie folgt: 1462 Belgier, 679 Engländer, 2683 Russen, 4915 Italiener, 309 Griechen, 542 Luxemburger, 969 Spanier, 1467 Schweizer, 1369 Oesterreicher und Ungarn und 1027 Deutsche, 592 Türken und 11 854 Untertanen verschiedener Nationalität.

Wenn alle Angaben dieser Leparelloliste so richtig sind, wie die über 1027 Deutsche, kann sich der Matin auf diese Meldung etwas einbilden.

Austausch der invaliden deutschen und französischen Kriegsgefangenen.

(W. T. B.) Bern, 24. Februar. Die deutsche und die französische Regierung haben dem Bundesrat mitgeteilt, daß eine Einigung über den Austausch der Schwerverwundeten erzielt worden ist. Der Transport erfolgt unter Leitung des schweizerischen Roten Kreuzes und beginnt voraussichtlich Ende dieser Woche.

Die österreichischen Erfolge.

Budapest, 24. Februar. Unsere Front, deren beiße Flügel bisher einen stumpfen Winkel bildeten, kommen immer näher aneinander, so daß die feindlichen Kräfte zwischen unsere Truppenmassen geraten. Durch Heranziehung frischer Kräfte versuchen die Russen dort einen Durchbruch, doch haben wir ihre Anstrengungen stets vereitelt. Langsam, aber unaufhaltsam sehen wir unsere Offensive fort. — Der Kriegsberichterstatter der „Magyar Hirlap" wurde vom Erzherzog Josef empfangen. Der Erzherzog erzählte dem Berichterstatter Einzelheiten über die Kämpfe seines Korps und gab ihm eine Schilderung über die Verwüstungen, die die Russen in den von ihnen besetzten Gegenden anrichteten. Im Thonerschen Jagdschlosse heizten die Russen mit der Täfelung des Speisesaales die Räume, und mit Ausnahme eines eichenen Tisches blieb kein Möbelstück übrig. Sämtliche Wertgegenstände verbrannten sie. (W. T.)

Die Bahn von Lüderitzbucht gesprengt

London, 24. Februar. Das Reuterische Bureau meldet aus dem Lager Kalkhöhe (Deutsch-Südwestafrika) vom 19. Februar: Die Deutschen haben die von Lüderitzbucht ausgehende Eisenbahn an mehr als 100 Stellen mit Dynamit gesprengt. (W. T. B.)

In der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses

wurde u. a. der Entwurf betreffend Beihilfe zur Kriegswohlfahrtspflege der Gemeinden in Höhe von 110 Millionen in dritter Lesung endgültig bewilligt. Es folgte die zweite Lesung des Etats der Landwirtschaft, Gestüte, Domänen und Forsten. Dabei wandte sich der Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer in längeren Ausführungen der Kartoffelfrage zu. Er bemerkte, daß es sich auch heute nur um dieselbe Erfahrung handele, die fast jedes Jahr gemacht werde: die Kartoffeln würden stets knapp, wenn im Winter längere Zeit Frost herrsche und man sich in den größeren Städten nicht genügend früh mit diesem wichtigen Nahrungsmittel versehen habe. In diesem Jahre habe sich das um so mehr rächend gemacht, weil die Eisenbahnen wochenlang durch Militärtransporte in Anspruch genommen waren. Der Minister fuhr hierauf fort: Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die Kartoffelvorräte für die menschliche Ernährung reichen werden. Ich warne allerdings davor, mit der Kartoffel allzu verschwenderisch umzugehen. Um auch für diejenigen Monate, in denen unser ganz regelmäßiges Verhältnisse die Kartoffeln seltener zu werden pflegen, den nötigen Ersatz zu schaffen, haben wir alles getan, um den Anbau von Früh' toffeln zu fördern. Wir haben nebenbei auch die erfreuliche Gewißheit, daß uns größere Mengen von Kartoffeln aus den okkupierten Teilen von Russisch-Polen zugeführt werden können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191502251/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

vom 24. Februar.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 24. Februar.

Westlicher Kriegsschauplatz:

In der Gegend von Perthes (in der Champagne) griffen die Franzosen gestern nachmittag mit zwei Infanteriedivisionen an; es kam an mehreren Stellen zu erbitterten Nahkämpfen, die sämtlich zu unseren Gunsten entschieden worden sind. Der Feind wurde unter schweren Verlusten in seine Stellung zurückgeworfen.

In den Vogesen machten unsere Angriffe gegen Sirlaru und Ampferbach (westlich Stoßweier) Fortschritte. In den Gefechten der letzten Tage machten wir 500 Gefangene.

Sonst nichts wesentliches.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Ein erneuter feindlicher Vorstoß aus Grodno wurde mühelos abgewiesen. Südöstlich Augustow gelang es gestern den Russen, an zwei Stellen über den Bobr vorzukommen; bei Stabin ist der Gegner wieder zurückgeworfen. In der Gegend von Krasnobor ist der Kampf noch im Gange. Bei Prasnysz fielen 1200 Gefangene und zwei Geschütze in unsere Hand.

Oestlich Skiernievice wurde ein russischer Nachtangriff abgeschlagen.

Oberste Heeresleitung.

Deutsche Schneeschuhpatrouille in den Vogesen.

Kriegsleben in Ostende.

Von G. Haberer.

Ostende, 10. Februar.

Nebelgetränkter Westwind peitscht uns von See her den Regen ins Gesicht, als wir auf der von Geschossen vielfach aufgerissenen holperigen Landstraße durch das kanalomdurchzogene flandrische Küstenland gewärts tappen. Wir sind froh, als, noch bevor der Abend niedersinkt, im Vorstadt zwischen den Pappeln, die die Kanäle begleiten und in dieser weiten Fläche die einzige Staffage bilden, endlich die Kirchtürme von Ostende zu erkennen sind.

Von links, von Nieuport her, brummt ununterbrochener Kanonengeräusch herüber. Im Zwielicht des scheidenden Tages blitzt südlich im Hintergrund da und dort gelegentlich das Feuer auf, und es dauert regelmäßig eine Weile, bis der Schall des Schusses den Weg bis zu unserem Ohr zurückgelegt hat.

Ostende! Wie hätte ich es je für möglich gehalten, daß ich einmal noch „per Landstraße" und gar als Soldat, Einzug hier halten würde! Wie oft bin ich wohl in den bequemen Polsterkissen des „Expreß" hier eingefahren? Gehörte ich doch auch zu jenen vielen, die sich jetzt insgeheim ein wenig den Vorwurf machen müssen, dem lieben deutschen Boden, den wir jetzt so schwer zu verteidigen müssen, gar oft den Rücken gekehrt zu haben. Aber ich versuche diese Bedenken mit der Entschuldigung, daß man zu beruflich ein „Internationaler" und mit dem Herzen doch ein guter Deutscher sein kann. In diese Betrachtungen verlunten, staple ich bereits über Ostender Pflaster und bin da angelangt, wo für die unbestimmte nächste Zeit mein Quartier sein wird.

Der Unterschied gegen früher, der sich heute in Ostende auf den ersten Blick bemerkbar macht, liegt in seiner öffentlichen Physiognomie. Baulich, architektonisch nichts verändert, nichts zerstört — und doch macht heute die Stadt einen ganz anderen Eindruck. Die lachenden, eleganten Menschen, die ihr das munteres, farbige, lebensfrohe Gepräge verliehen, sie sind verschwunden. Die „Fremden" fehlen. Von den etwa 45 000 Einwohnern sind wohl 25 000 geflüchtet, es ist also immerhin eine noch nennenswerte Zahl Bewohner da. Aber es ist nicht mehr das lebhafte, leicht bewegliche Bürgertum von einst, namentlich das wohlhabende, also auch das elegante Element fehlt. Und den Hiergebliebenen merkt man es auf Schritt und Tritt an: ein Alp lastet drückend auf ihnen. Still und gedrückt gehen die Zivilisten einher, wie Menschen, die ein Joch mit sich schleppen, wie Leute, die noch unter dem Eindruck einer jüngst durchlebten Katastrophe oder im Banne eines nahe bevorstehenden schweren Ereignisses stehen.

Der Krieg lastet sichtlich auf ihnen. Männer stehen, die Hände ebenso unschlüssig in der Hosentasche, wie die Pfeife im Munde, beschäftigungslos auf der Straße und sehen auf das solaatische Leben. Denn an Belebheit hat der Ort durch den Krieg wirklich nichts eingebüßt, im Gegenteil: nur daß aus dem kosmopolisten Touristenplatz ein überaus regsamer Garnisonplatz geworden ist. Das Militär beherrscht den Ort. Es wimmelt von Uniformen vieler Waffengattungen, namentlich aber von Marine. Viele Magazine sind geschlossen, besonders Zigarrengeschäfte, Ansichtskarten-Läden und auch die Wirtshäuser, deren einige nie ohne Soldaten sind, machen ein gutes Geschäft. Manches Artikel ist infolge des unterbundenen Handels für Geld und gute Worte nicht mehr zu kaufen, und immer wieder hört man von Geschäftsleuten: „das beziehen wir alles von Deutschland, wir können jetzt nichts bekommen." So wird man heute im Kriegsleben öfter als sonst im Alltag gewahr, wie deutsche Industrie, wie der fleißige deutsche Kaufmann sich, tausendfach unentbehrlich, überall eingebürgert und Fuß gefaßt hat. Ein Ansichtskartenhändler erzählt mir vom Standpunkte des Kaufmanns, er beziehe alles aus Deutschland, das in der graphischen Industrie unerreichbar sei, landschaftliche, architektonische, biblische Motive — nur ein Artikel, die Bilder der Koketten (oder Kokotten?), im Trikot am Strande posierenden „baigneuses" (Badejungfrauen sind — darin sei Paris überlegen, diese Strandkarten bezieht er aus Paris!

Immer ist es, und zumal jetzt, besonders lohnend, der Volksseele nachzuforschen. Ich lasse auch daher gern in Gespräche ein und höre überall den Wunsch tausendfach äußern: „wenn nur der Krieg zu Ende wäre." Alles ist kriegsmüde. Die Dominante der Wünsche: „Friede!", unter der selbst nationale Hoffnungen begraben würden. Frieden, wie auch die politische Lage ausfalle. Der Grund der oben erwähnten allgemeinen Niedergeschlagenheit der Belgier ist einesteils die Entsagung, mit der der beschränkteste Autonomiebrauch beantwortet wird, die Trauer um das Land, mehr aber sind es Sorgen geschäftlich-wirtschaftlicher und namentlich familiärer Natur, um Angehörige, von denen man monatelang getrennt ist. Der Post- und auch anderer Verkehr unterbunden ist, weiß man nicht, ob und wie sie leben. Mehr als einmal sah ich Einwohner dem Feldpostwagen wehmütig nachblicken und hörte sie seufzen: „Ihr habt doch Eure Post, Ihr seid doch mit Euren Angehörigen noch in Verbindung." Und im stillen sagte ich mir: Gott sei's gedankt! —

Auf dem Hauptplatz spielt alltäglich nachmittags die Regimentsmusik, und die dienstfreien Offiziere und Mannschaften beleben den Platz, wie natürlich auch viele Einheimische. Als an Kaisers Geburtstag der Kommandierende General die Parade abnahm, hatte auch viele Bewohner an dem Schauspiel rings um den abgesperrten Platz mitten in der Stadt eingefunden: manche bestaunten, manche belächelten den Parademarsch, je nach der persönlichen Veranlagung. Preußischen Drill und Schiff kennt und versteht man vielfach auch heute hier noch nicht!

Die große Strandpromenade ist verlassen, menschenleer, für jedermann freeg abgesperrt, nur der Wattrab, der seinen Posten bezogen hat, stapft auf und ab, kein anderer hört des Meeres einsam unendliches Brausen. Die mit Brettern vernagelten Fenster der geschlossenen Hotelpaläste längs des Strandes schauen tot, blind seewärts: sie, sonst die Stätten üppigen, genußreichen Lebens, sind verödet, verwaist. Im Kursaal hat sich eine Wachkompagnie häuslich eingerichtet, und die das Mädchen leicht schürzenden Tänzerinnen, die des Künstlers Pinsel sehr lebensnahe an den Fries gebannt hat, schauen erstaunt auf das im Parkett sich abspielende Soldatenleben herab. Im großen Konzertsaal, wo es sonst bei vorzüglicher Musik unter Meister Gounods Dirigentenstab den besten Kaffee zu schlürfen gab, wo die internationale Welt sich im allgemeinen süßen Nichtstun zusammenfanden, da steigt jetzt ein Sergeant auf das Orchesterpodium, setzt sich an die Orgel (ein Husar tritt den Blasebalg), und durch den weiten leeren Raum braust die Melodie deutscher Lieder. Ob wohl je das „Harre meine Seele" so weihevoll, so feierlich durch die Räume geklungen hat? — ich glaub' es nicht.

Von Süden her rollt Kanonendonner über die See: man ist vor Nieuport unaufhörlich an der Kriegsarbeit. Sonst ist's hier im allgemeinen ruhig, und der nahe Krieg zeigt sich unmittelbar nur, wenn Verwundete durch die Stadt kommen, oder wenn feindliche Flieger über der Stadt erscheinen, wie jetzt fast täglich. Dann erdröhnt und zittert der „Kurort" unter dem Krachen der Bomben. Auch daran haben sich die Bewohner schon gewöhnt, und sie verfolgen diese Kämpfe in den Lüften wie ein sportliches Ereignis.

Der Verkehr zwischen Militär und Bewohnern vollzieht sich in ruhig-friedlicher Form; in Cafés und Schenken erzählen sich Kameraden ihre Erlebnisse aus der Front. Abends 8 Uhr müssen die Lokale schließen, nach neun ist für jedermann, der nicht dienstlich zu tun hat, der Verkehr auf der Straße untersagt. Dann begünstigt für die Ostender — da viele Privatwohnungen ohne Licht sind — die ungewohnt lange Nacht. Als ich dieser Tage spät nachts durch die Straßen ging, war es, als ziehe der Vollmond seinen Glanz über eine tote, eine ausgestorbene Stadt; mein Schritt und der der Ferne die Tritte einer Wachtpatrouille die einzigen Laute zu der Stille der Mondnacht, und über die Dächer her das Brausen des Meeres.

Im Aisne-Tal.

Von Georg Buß.

Die letzten großen Erfolge unserer wackeren Truppen an der Aisne ließen mich an die Tage von 1870/71 denken, in denen nach breitängiger Belagerung Soissons der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin am 15. Oktober seinen Einzug in die Festung hielt. Damit soll natürlich nicht irgendwie eine Parallele gezogen sein, denn die Kampflage ist heute eine ganz andere als wie sie damals war. Aber die Stadt stand wieder vor mir und das Aisne-Tal.

Fast alle kleinen französischen Garnisonstädte tragen ein wenig anziehendes Gepräge. Jene Sauberkeit, Ordnung und liebevolle Pflege des Ueberlieferten, die selbst dem kleinsten deutschen Nest einen Hauch der Behaglichkeit, besonderer Anmut und herzlicher Pietät verleihen, fehlen dort. Soissons macht von dieser Durchschnittsphysiognomie keine Ausnahme. Unsere Besatzungstruppen waren daher herzlich froh, als sie im Jahre 1873, nachdem die Franzosen die Kriegsentschädigung beglichen hatten, der Stadt an der Aisne den Rücken wenden konnten. Und mit, die wir im Dezember 1870 nach kurzer Rast die schädigen Quartiere der Stadt verließen, um gegen den von St. Quentin anbrängenden Feind zu marschieren, waren über unsern Abzug nicht minder froh.

Als vornehmste Sehenswürdigkeit gewisser Städte in und um Ile de France gilt die Kathedrale. Auch Soissons kann sich einer solchen rühmen. Wie alle diese aus religiöser Begeisterung geborenen Werke der nordfranzösischen Gotik übt sie mächtige Wirkung aus. Begonnen im Jahre 1175, aber erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts ausgeführt, leitet sie zu jener Blütezeit gotischer Architektur, die in den Kathedralen von Chartres, Reims und Amiens ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Freilich fehlt der zu Soissons der geradezu überschwängliche Skulpturenreichtum der Reimser Kathedrale, aber nicht zu ihrem Schaden, denn um so reiner treten die Meinheit ihrer architektonischen Linien und die Strenge und Einfachheit ihres Aufbaues und besonders ihrer Fassade hervor. Leider ist jedoch im Laufe der Jahrhunderte manches an ihr „verbessert" worden.

Was außer den alten Mauern, die der Zeit und auch dem Mutwillen der Menschen widerstanden, allmählich zum Opfer gefallen sind, an profanen Gebäuden vorhanden ist, fällt künstlerisch nicht mehr ins Gewicht.

Drausen, vor den Toren Soissons, lacht in der guten Jahreszeit die Natur. Das Aisne-Tal hat ebenso wie die nördliche Hochebene und die darin einschneidenden Quertäler seine Reize. Meist ist das Tal auf seinen längeren Strecken nur zwei bis drei Kilometer breit, bin und wieder kommen auch Erweiterungen bis zehn Kilometer und mehr vor — so kurz oberhalb Soissons und weiter unten, gen Compiègne, wo der Fluß in die zur Seine strömende Oise mündet. Die Schiffbarkeit der Aisne beginnt bereits vor Soissons, ungefähr bei Vailly. Bis dorthin ist sie auf dem linken Ufer in Länge vieler Kilometer von einem Kanal begleitet, der mit dem zur Maas führenden Ardennen-Kanal verbunden ist. Es handelt sich also um eine Wasserstraße, die für die Zufuhr von Gütern und Proviant nach Paris von höchster Wichtigkeit ist. Ueberhaupt haben die Franzosen auf Verbindung ihrer Flußgebiete durch Kanäle großen Wert gelegt, wie sie denn in solchen Wasserbauten anerkannte Meister sind. Für gewöhnlich fließt die Aisne gemächlich dahin, aber wenn ihr bei anhaltendem Regenwetter und bei Schneeschmelze die Aragonnen, wo sie entspringt, und die Hochebene und die Bäche der Quertäler mächtige Wassermassen zuwenden, dann wird sie zum reißenden Strom. Daß aber die Franzosen solche Hochflut die vor Soissons erlittene Niederlage zuschreiben, ist natürlich nichts weiter als der Versuch einer Ausrede.

Im Tal der Aisne herrscht Fruchtbarkeit, weniger jedoch auf der Hochebene, wo die Temperatur kälter und der häufige Wechsel des Niveaus dem Ackerboden nicht in günstig ist. Geeignete Flächen sind für den Anbau von Zuckerrüben benutzt, ganz so wie jenseits der Aisne in der Richtung nach Reims, wo in der sogenannten „Sundschampagne" viele Hektar Landes mit ihnen besetzt sind. An den Hängen des Tals und im Tal selbst sind hier und da Rebfelder angelegt, jedoch kann der erzielte Wein an Güte mit dem von Reims und vom Marne-Tal nicht wetteifern. Beispielsweise ist der „Sillery sec non mousseux", wie ihn die Rebe beim Dorfe Sillery am Fuß der Montagne spendet, ein Hochgewächs, gegen das auch der beste Aisne-Wein nicht aufkommen kann. Was an der Aisne wächst, ist meist ein gut trinkbarer Landwein. Auch der köstliche Cidre, zu deutsch „Apfelwein", fehlt nicht. Als wir im September 1870 auf dem Marsche von Sedan nach Paris das Departement Aisne durchquerten, hat sich besonders der stark mousierende und kühle Apfelmost manchem ermatteten Krieger als köstliches Labsal dar.

Wie in der Champagne, so sind auch im Revier der Aisne zahlreiche Höhlen von erheblicher Ausdehnung vorhanden. Ob sie durch Erosion oder Korrision, mechanische oder chemische Wirkung des von oben eindringenden Wassers entstanden sind, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls sind sie schon zur Zeit der Römer vorhanden gewesen und seit vielen Jahrhunderten von den Bauern als Keller und in Kriegszeit als Zufluchtsstätten benutzt werden. Jetzt bemnen sie manchen Abteilung unserer Truppen zugute, bieten sie doch gegen Wind und Wetter einen vortrefflichen Schutz. Für die Zucht von Champignons, für das mehrjährige Aufreifen gewisser Käsesorten und das Lagern edler Weine sind solche Höhlen von hohem Werte. Könnten die Leute der in Languedoc gelegenen Stadt Roquefort ihren Käse nicht in den Höhlen der Cevennen reifen lassen, so würde er sicherlich nicht den Ruf genießen, einer der feinsten und wohlschmeckendsten Käse der Welt zu sein. Ebenso wertvoll sind die Höhlen bei Reims für die dortige Wein- und Champagnerproduktion. Als die bedeutendste von ihnen gilt die zu einer großartigen Kellerei umgewandelte der Firma Pommery. Die Gesamtlänge ihrer tief in das Kalkgebirge hineinführenden Gänge beträgt fast fünfzehn Kilometer. Es gibt da Straßen, Boulevards und Plätze, alle versehen mit Namen und durchzogen von einer Schmalspurbahn, auf der mittels kleiner Wagen der Transport der Fäß- und Flaschenweine sich in schnellster und bequemster Weise bewerkstelligen läßt. Die Nutznießung aus den Höhlen der Aisne-Gegend ist dagegen bescheidener — über das Aufbewahren ländlicher Produkte und etwas Champignonzucht sind die Bauern nicht hinweggekommen.

Wie die Höhlen mit ihren meist verborgenen Eingängen, ihren verzwickten Gängen und ihrem geheimnisvollen Dunkel von einem romantischen Schimmer umgeben sind, so noch mehr die alten Herrensitze. Einige liegen nahe am Tal der Aisne, andere weiter zurück auf irgendwelchen Bodenerhebungen der Hochebene und fast immer in Gesellschaft eines Städtchens. Zu den ältesten und interessantesten Schlössern gehört Couch-le-château, das etwa fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Soissons auf hoher Bergnase über Couch-la-ville ragt. Seine erste Bauperiode fällt in den Anfang des zehnten Jahrhunderts unter dem Erzbischof Herbö von Reims. Alsbald gelangte es in den Besitz der Edlen von Couey, die sich schnell zu mächtigen Dynasten entwickelten, in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Herrscherhäusern von Frankreich, England und Oesterreich traten und besonders unter Enguerrand III. und VII. hochstes Ansehen erlangten. Im Jahre 1397 starb das reich begüterte Geschlecht aus. Das Schloß war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts neu erbaut worden. Vieles von ihm ist zerfallen, aber noch stehen in stolzer Kraft die Außenmauern und Türme, und noch ragt aus der Mitte des Hochschlosses der gewaltige runde Donjon, dessen Mauer im Erdgeschoß siebenehnhalb Meter dick ist. Die Franzosen nennen ihn den dicksten Turm der Welt.

Wo solche Befestigungen nötig waren, muß viel gekämpft worden sein. In der Tat haben diese Dynasten im Aisne-Revier unter sich und mit den Bischöfen oder mit der Krone fast ständig in Fehde gestanden. Auch später hat das Land der Aisne viele Kämpfe erlebt. Zum Teil dort versetzten unsere Vorfahren im März 1814 dem Kaiserreich die wuchtigen Schläge, die seiner Kaiserherrlichkeit ein Ende machten. Und dort hat nach der Schlacht bei Waterloo am 15. Juni 1815 auch die kurze zweite Kaiserherrlichkeit ihren völligen Niedergang erfahren. Gleich unseren Vorfahren haben auch wir das Land siegreich durchzogen. Das war anno 1870. Und nun stehen wiederum Deutschlands Söhne dort im Kampfe. Mögen sie mit eiserner Kraft und bewährtem Heldenmut vorwärts dringen und den Feind zerschmettern.

Die Russen als Verteidigungskünstler.

Von einem Kriegsteilnehmer im Osten wird dem „L.-A." geschrieben: Am . . . fiel im Osten auf der Höhe von . . . Oft beginnt in dem Anzeigenteil unserer Zeitungen die Mitteilung von dem Heldentode eines braven Offiziers oder Soldaten mit diesen Worten, und jedesmal habe ich mir auf Grund der Beobachtungen, die ich in Russisch-Polen von meinem Scherenfernrohr aus oder beim Vorbeireiten an einer verlassenen russischen Stellung gemacht habe, beim Lesen dieser Zeilen gesagt: „Wielleicht wäreft du dem Vaterlande noch länger erhalten geblieben, wackerer Krieger, wenn du der Kampfesart deines im wahrsten Sinne des Wortes „versteckten" Gegners mehr Rechnung getragen und nicht dein Werk schon für vollendet gehalten hättest, als der Gegner die Höhe, gegen die du anstürmtest, räumte."

Bekanntlich ist der Russe in der Anlage seiner Schützengräben Meister. Die Erfahrungen, die er im Kriege gegen die Japaner gesammelt hat, verwendet er jetzt äußerst geschickt gegen uns, so auch bei der Verteidigung von Höhen. Während vor Beginn dieses Krieges gutes Schußfeld möglichst auch noch auf die jenseitigen nützen Entfernungen, die Entfernungen der Vorbedingungen bei der Wahl einer Infanterie-Stellung war, wissen wir jetzt, daß bei der gewaltigen Wirkung unserer Infanterie- und Maschinengewehre ein Schußfeld von etwa 200 Meter meistens genügt, um den Angriff des Gegners zusammenbrechen zu lassen. Diese Erfahrung macht sich der Russe auch bei der Höhenverteidigung zunutze. Ich selbst konnte in der nachstehenden Skizze bei Prasnysz in Russisch-Polen von meiner Beobachtungsstelle aus auf 4500 Meter durch das Scherenfernrohr von der Flanke aus die Einrichtung einer Höhe zur Verteidigung durch russische Infanterie beobachten und mit meinen braven schweren Haubitzen bereiten. Auf der Höhe selbst graben sich in größeren Abständen einzelne Schützen eines Bataillons ein, während etwa 200 Meter dahinter die übrigen Mannschaften des Bataillons einen zusammenhängenden Graben ausheben, an einer Stelle, von der aus sie sich rasch nach rückwärts in die Deckung gegen Sicht gemährenden Obsträdern eines Dorfes zurückziehen konnten. Geht nun unsere Infanterie gegen eine solche Höhe vor, so erhält sie zunächst nur spärliches Feuer. Im Sturm wird die Höhe genommen und in der Freude des Sieges die Verfolgt oft außer acht gelassen. Haben wir doch alle als Kinder beim „Krieg spielen" immer Viktoria gerufen, wenn wir die andere Partei glücklich von irgend einem heimatlichen Hügel vertrieben hatten. Heutzutage aber seht dann erst die ganze Heimtücke dieses Krieges ein. In dem Augenblick, wo unsere tapferen Infanteristen sich ganzer „Figur" auf der Höhe zeigen, beginnt aus dem eigentlichen Schützengraben das Rattern der Maschinengewehre, das Knattern der Salven und des Gewehrfeuers. — — Auf der Höhe von . . . . fiel . . . .

Nicht weniger geschickt sind für Russe seine Schützengräben bei der Dorfverteidigung an. Er weiß genau, daß der dem Feinde, also den Deutschen, zugekehrte Rand des Dorfes und meist auch der Dorf selbst, unter heftiges Artilleriefeuer genommen wird, ehe unsere Infanterie zum Sturm angesetzt wird. Auch das Gelände vor dem Dorfe liegt unter starkem Artilleriefeuer, und bei einem Rückzuge, an den der Russe gern denkt, müßte er, wenn er sich vor dem Dorfe eingegraben hätte, im stärksten Infanterie- und Artilleriefeuer zurückziehen, was natürlich mit großen Verlusten verbunden wäre. Deshalb pflegt er den Dorfrand nur schwach mit Schützen zu besetzen, die aus kleinen, durch die Wände gebrochenen Schießscharten und aus anderen Verstecken heraus ein unsichtbares Feuer gegen die vorgehende Infanterie eröffnen. Hinter dem Dorfe aber, durch die Häuser verdeckt und auch sonst dem Gelände besonders gut angeschmiegt, liegt die eigentliche Verteidigungslinie, ein mit Maschinengewehren und Infanteristen besetzter Schützengraben. Da in einem russischen Schützen jeder Verkehr aus dem Graben heraus und in ihn hinein aufhört, sobald er fertiggestellt ist, kann man ihn auch durch das schärfste Glas vorher nur selten entdecken, eine Beschießung durch unsere Artillerie und seine Zerstörung durch Artilleriegeschosse ist deshalb nicht immer möglich. Man sieht ihn eben nicht und kann in einem Gegenungsgefecht auch nicht aus Geratewohl hinter jedem Dorf das Gelände unter Feuer nehmen, da somit die kostbare Munition bald verschossen sein würde. Und das Feuer aus dem Dorfrande könnte ja auch von Kosaken herrühren, die man zur Vorsicht zur Erkundigung zwingen, ihn nur aufhalten wollen, um rasch das Weite zu suchen, wenn ihnen das gelungen ist. Unseren Schützenlinien passiert es oft genug bei der Verteidigung durch feindliche Kavallerie, daß der Kampf um ein Dorf beendet ist, wenn das Feuer aus dem Dorfrande eingestellt ist. Dadurch sozusagen gemacht, tritt sie dann auch leicht mal unvorsichtig aus dem jenseitigen Dorfrande heraus, wenn es sich um russische Infanterie handelt. Dann aber überschüttet sie ein mörderisches Feuer, das zwar deutsche Infanterie nicht am Siege zu hindern vermag, das aber doch oft recht empfindliche Verluste zur Folge hat. Man muß es deshalb den Russen lassen, daß sie in der geschickten Anlage ihrer Schützengräben Meister sind.

Soldaten-Abschied.

Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen;
Denn wir geh'n, das Vaterland zu schützen,
Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen;
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben;
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber rieft du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Liebste, tröste dich; Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den andern reih'n;
Du soll keinen feigen Knecht dir frei'n!
Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen;
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen;
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Heinrich Lersch.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191502251/fragment/page=0002